

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

seit August 2010 bestimmten Schlagzeilen und Berichte zum Thema Einwanderung, Integration und Islam wochenlang die deutschen Medien. Auslöser der Debatte war Thilo Sarrazins Buch „Deutschland schafft sich ab“. Innerhalb weniger Monate erreichte es eine Auflagenhöhe von 1,1 Millionen – offensichtlich hat der Autor einen Nerv getroffen.

In der Debatte ging es zum einen um sachlich begründete Fragen zur Integration von (muslimischen) Minderheiten in der Mehrheitsgesellschaft. Zum anderen zeigte sich eine offenbar verunsicherte Gesellschaft, in der Zukunftsängste, kulturelle Selbstbehauptungsphantasien und rassistische Ressentiments sichtbar werden. Auch kamen Stimmen zutage, für die Muslime und Migranten in Deutschland generell eine Zumutung oder eine Bedrohung darstellen.

So wurde die Debatte in bisweilen extrem aufgeheizter Atmosphäre und mit schrillen Tönen geführt, die meist wenig hilfreich waren. Selbst Teile der in Deutschland erfolgreichen und anerkannten wissenschaftlichen, politischen und kulturellen Elite mit einer Einwanderungsbiografie, Migranten und Muslime, die sich bisher selbstverständlich als Teil der Gesellschaft sahen, zeigten sich davon emotional betroffen. Sie kritisieren, dass die Gräben tiefer geworden seien und das Misstrauen größer.

Vor diesem Hintergrund geht es jetzt darum, die Debatte für einen politischen Lernprozess nutzbar zu machen. Wozu wir aber eine Sprache benötigen, die einen echten Dialog erst ermöglicht – ein Dialog, in dem alle Beteiligten und Betroffenen auf gleicher Augenhöhe sprechen. Hier liegt eine der Zukunftsaufgaben für politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft.

Bereits vor der Debatte hatte die bpb Thilo Sarrazin, damals noch Vorstand der Bundesbank, zu einem Gespräch mit muslimischen Jugendlichen eingeladen. Anfang Dezember fand das Gespräch statt. Wir werden in Kürze berichten, ob dieser Dialog gelungen ist.

Eine interessante Lektüre wünscht,

die Redaktion

Eine Publikation von:

**ISLAMISCHE MODE IN DEUTSCHLAND**

Kreativität oder Unterdrückung? Wie gehen religiöse muslimische Frauen mit dem Bedürfnis um, Religion und Kleidung in Einklang zu bringen? (Seite 2)

INHALT**RELIGION UND LIFESTYLE**

- Islamische Mode in Deutschland 2
- Trauben-Tabak und Türsteher – Shisha-Cafés in Berlin 6

JUGEND UND ISLAM

- Interview: Lamyia Kaddor über Aberglaube in der Erziehung 7
- Zahlen und Fakten 9

DEBATTE

- Der Streit um das Gebet – Eine Kontroverse über den Alltag in der Schule 10
- Stimmen zur Sarrazin-Debatte von muslimischen Jugendlichen 12

PROJEKTE

- Bericht: Mein Kind ist Islamist – Beratungsangebot für Familien 13

SERVICE

- Bücher, Broschüren und Materialien 14

RELIGION UND LIFESTYLE

Islamische Mode in Deutschland

In den vergangenen Jahren sind immer mehr Modegeschäfte entstanden, die sich ausdrücklich an Muslime wenden. Aber was macht Kleidung und Mode eigentlich „islamisch“? Welche Bedürfnisse stehen hinter dem Trend und wie sind sie zu bewerten?

von Götz Nordbruch/ufuq.de

Kleider machen Leute, sagt man. Und so geht es auch in der öffentlichen Diskussion um den Islam in Deutschland sehr häufig um Äußerlichkeiten – darum zum Beispiel, wie einige Muslime sich kleiden und sich auf diese Weise als Muslime zu erkennen geben. An erster Stelle ist hier wohl das Kopftuch zu nennen. Im Zuge der Debatte ist es zu einem „Fetisch“ geworden, wie es der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Deutschland (ZMD), Ayman Mazyek, einmal genannt hat: Gilt das Tuch auf der einen Seite vielen als Symbol der Unterdrückung, soll es auf der anderen als Ausdruck religiösen und kollektiven Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins umso mehr behauptet werden. Beides geht immer wieder

auf Kosten von Frauen. Auf ihren Köpfen und in ihrem Namen werden Kämpfe ausgetragen, die nicht selten politisch und ideologisch motiviert sind.

Dabei tragen nach einer Studie der vom Innenministerium einberufenen *Deutschen Islam Konferenz* (DIK) 72% der Musliminnen in Deutschlands kein Kopftuch (**Muslimisches Leben in Deutschland**, 2009). Unter den Mädchen und jungen Frauen zwischen 16 und 25 Jahren sind es 80% – nur jede Fünfte trägt also ein Kopftuch. Bei älteren Frauen ist der Anteil größer: Jede Zweite der über 66-jährigen Musliminnen in Deutschland „bedeckt sich“. Aber selbst unter Musliminnen, die sich als „stark

gläubig“ bezeichnen, verlässt der Studie zufolge jede Zweite ohne Kopftuch das Haus.

Das Bild ist also entgegen vielen Darstellungen uneinheitlich und deutet auf eine starke innermuslimische Heterogenität in Kopftuch- und Bekleidungsfragen: Zwar erklären über ein Drittel der kopftuchtragenden Mädchen und Frauen laut DIK-Studie, dass sie es tun, um als Muslimin erkennbar zu sein. Ob aber jemand mehr oder weniger religiös bzw. gläubig ist, darüber können Kopftuch und Co. alleine keine Auskunft geben – unter vielen anderen Aspekten spielen da beispielsweise auch Traditionen eine große Rolle.

Innerhalb der Gruppe junger Musliminnen, die sich explizit als religiös verstehen, lässt sich jedoch ein Trend beobachten, der vor dem Hintergrund der Diskussion über den Islam in Deutschland Einblicke in das Selbstverständnis junger deutscher Muslime erlaubt: So ist



Der Wunsch nach Individualität steht auch bei diesen Frauen im Vordergrund: Zwei Schwestern vor einem Einkaufszentrum in Berlin-Wedding.

RELIGION UND LIFESTYLE : Islamische Mode in Deutschland

unter vielen – insbesondere jungen – religiösen Musliminnen „islamische Bekleidung“ Teil eines Selbstverständnisses geworden, das modebewussten Lifestyle mit religiösen Überzeugungen nicht nur verbinden, sondern auch selbstbewusst nach außen demonstrieren soll. Seht her, scheinen sie sagen und zeigen zu wollen, ich bin modern und ich bin muslimisch. Auf dieses Bedürfnis deutet unter anderem die Vielzahl der in den vergangenen Jahren entstandenen Geschäfte und Online-Vertriebsseiten hin, die „islamische Kleidung“ anbieten. Bis dahin waren Muslime, denen es wichtig ist, sich nach religiös und traditionell überlieferten Kleidungsnormen zu richten, darauf angewiesen, während des Urlaubs in der Türkei oder in arabischen Ländern Kleidung einzukaufen oder die Stücke nach eigenen Mustern selbst anzufertigen.

Obwohl die meisten Musliminnen bei der Wahl ihrer Kleidung keine Rücksicht auf spezifische Regeln und Traditionen nehmen, gibt es in Städten wie Köln, Hamburg oder Berlin mittlerweile dutzende Läden, die ausdrücklich um muslimische Kunden werben. Und das gilt nicht nur für junge Modelabels wie *Style-Islam*, die mit ihren T-Shirts und Kapuzenpullis vor allem religiöse Jugendliche ansprechen (siehe **Newsletter Nr. 4**). Auch die Zahl konservativerer Anbieter nimmt beständig zu. Diese Geschäfte verbinden aktuelle Modetrends mit religiös-traditionellen Normen und Bräuchen – und konzentrieren sich dabei in der Regel auf Frauenmode. So bietet die Berliner Boutique *Nur al-Huda* („Das Licht der Rechtleitung“) ihren Kundinnen ausdrücklich „Scharia-konforme Kleidung“ an, wie es in einer Anzeige in dem bundesweit erscheinenden Anzeigenblatt *Al-Dalil* („Anzeiger“) heißt. Allerdings bieten die meisten Geschäfte neben Kopftüchern und anderen eher traditionellen Stücken auch freizügige Modelle wie etwa knappe Abendkleidung an.

Gibt es islamische Mode?

Die Vorstellungen darüber, was islamische Kleidung eigentlich ausmacht (siehe Kasten), gehen allerdings selbst unter den religiösen Muslimen weit auseinander. „Erlaubt ist, was gefällt!“, meint

dazu Susanne Queck, die den Online-Shop *Imzadi-Couture* betreibt, schränkt dies allerdings gleich ein. Denn mit ihrem Versandgeschäft will sie sich nicht nur an Musliminnen, sondern an alle Frauen wenden, „die sich bedeckt kleiden möchten“. Außer Tunikas, Röcken und verschiedenen Accessoires finden sich in ihrem Online-Shop dazu auch diverse Kopfbedeckungen, deren Stile kaum unterschiedlicher sein könnten. Neben dem „urban chic“ der britischen Modemarke *Elenany*, deren Macher sich einer islamischen Ethik verpflichtet fühlen, aber ausdrücklich auch Nicht-Muslime erreichen wollen, sind verschiedene traditionelle Kleidungsstücke im Angebot. Mantelähnliche Abayas, die vom Hals bis zu den Knöcheln reichen, sind hier selbstverständlicher Teil des Sortiments. „Kopftuch und stolz!“ und „Weniger zeigen ist mehr!“ lauten die Leitsätze, mit denen Queck auf ihrer Webseite wirbt.

Die Vorstellung, dass „islamische“ Mode weniger freizügig sei und mehr bedecken solle, teilen auch die Teilnehmerinnen in dem kleinen Online-Forum *Muslima-aktiv.de*, das sich als „Treffpunkt für progressive deutschsprachige Muslimas“ versteht. Ihre Argumente und Standpunkte dazu sind allerdings unterschiedlich.

Für Layla* handelt es sich um „Mode, die versucht, den traditionellen Ansichten über islamische Kleidervorschriften gerecht zu werden und trotzdem einen gewissen Chic zu vermitteln“. Für Nora hat dies allerdings weniger mit religiösen Vorschriften zu tun. Sie habe sich schließlich schon „bedeckt“ gekleidet, bevor sie sich für den Islam interessierte. Die Entscheidung, dass „meine Beine nur mich und meinen Partner etwas angehen“, habe weniger mit ihrem Glauben als mit ihrem Geschmack zu tun.

Maya hat aus einem anderen Grund ein Problem mit dem Label „islamische Kleidung“: Ist man denn religiöser, wenn man ausdrücklich islamische Kleidung trägt, fragt sie und wendet sich damit auch gegen Normen, die an Frauen herangetragen werden. Ihr ist es wichtig, mit ihrer Kleidung zu zeigen, dass man als Muslimin „jung, gläubig und doch frei, integriert und studiert sein kann.“

ISLAMISCHE BEKLEIDUNGSREGELN

Ob Kopftuch, Jalabiya oder Häkelkäppchen – es gibt verschiedene Kleidungsstücke, die mit dem Islam in Verbindung gebracht werden. Dabei ist die Kleidung, die in islamischen Ländern traditionell getragen wird, sehr vielfältig. Die Jalabiya, der lange Umhang, der in einigen arabischen Ländern unter muslimischen Männern weit verbreitet ist, ist zum Beispiel in der Türkei ganz unüblich. Und religiöse Muslime in Westafrika kleiden sich anders als solche in Indonesien. Lokale Traditionen prägen also auch religiöse Kleidungsformen oft stärker als die Religion selbst. Ganz abgesehen davon, dass die Mehrzahl der Menschen sich auch in den so genannten islamischen Gesellschaften mehr nach Trends und Moden als nach Tradition und Religion richtet.

Allgemein als gültig anerkannte Bekleidungsregeln gibt es im Islam also nicht. Aber es gibt die Interpretation von Regeln und Normen, die – je nach Sachfrage – von einigen oder der Mehrzahl der islamischen Gelehrten als verbindlich angesehen werden. Dabei beziehen sie sich auf Verse des Koran und auf Aussprüche des Propheten Muhammad. Aus diesen Quellen leiten Gelehrte Vorgaben ab, wie sich Muslime ihrer Meinung nach auch heute noch zu kleiden haben. Die Regelungen für Frauen sind dabei deutlich umfangreicher als die für Männer.

Für Männer wie Frauen gelte es demnach, sich gepflegt, einfach und nicht körperbetont zu kleiden. Männer sollten dabei nach Ansicht der Gelehrten auch auf Schmuck verzichten. Im Koran ist zudem davon die Rede, dass Frauen ihre „Scham bedecken“ und „etwas von ihrem Gewand“ herunterziehen sollen, um sich als Musliminnen zu erkennen zu geben und um Belästigungen durch Männer vorzubeugen (Koran 24: 31 und 33: 59). Von einem Kopftuch ist dabei zumindest wörtlich nicht die Rede.

Es besteht indes keine Einigkeit darüber, wie diese Formulierungen, beispielsweise zur Verhüllung der Frau, genau gedeutet werden sollen. Müssen nur die Haare bedeckt sein oder auch die Hände und

RELIGION UND LIFESTYLE: Islamische Mode in Deutschland

Selbstbewusst und konservativ

Maya bringt damit ein Lebensgefühl unter vielen jungen und religiösen muslimischen Frauen zum Ausdruck, dem auch die britischen Magazine *Emel und Sisters* bereits seit ein paar Jahren eine Stimme geben. Ihre Themen reichen vom neuesten „islamischen Chic“ über Gesundheitstipps bis hin zu Berichten über Ökologie. Auffallend ist dabei, dass der unterschiedliche ethnische Hintergrund der Frauen in der Regel kaum eine Rolle spielt. Ihr gemeinsamer Bezugspunkt ist der Islam und der Alltag in Großbritannien.

Im Juli erschien nun auch in Deutschland eine Zeitschrift, die für einen vergleichbaren Lifestyle steht. An der Zeitschrift *Imra'ah* („Frau“), die im Selbstverlag erscheint, wirkt auch Susanne Queck vom Online-Shop *Imzadi-Couture* mit. Kleidung

ist dabei nur ein Aspekt des hier zum Ausdruck kommenden Selbstverständnisses moderner religiöser Musliminnen, welches sich als Mix aus konservativen Einstellungen und emanzipatorischen Positionen wie der Forderung nach gleichberechtigter gesellschaftlicher und politischer Teilhabe von Frauen und Muslimen lesen lässt. So soll die Zeitschrift „Modetrends, Beautytipps und Anregungen zum Dekorieren und Verschönern“ der Wohnung geben und verspricht zudem, aktuelle Themen aus Politik und Gesellschaft aufzugreifen. Reportagen über einen Fitnessclub für Musliminnen und Porträts von erfolgreichen muslimischen Frauen finden ebenso Platz wie eine Auseinandersetzung mit der rechtspopulistischen Bewegung *Pro NRW*.

Die Ähnlichkeit, die diese Zeitschriften sowohl in der Themenwahl als auch in der

das Gesicht? Auch ist umstritten, welche Bedeutung die Regeln aus dem 7. Jahrhundert heute noch haben und haben sollen: Was damals sinnvoll war, kann heute schließlich überholt sein und müsste daher, so sehen es viele Muslime, neu interpretiert werden.

Andere wollen möglichst wortgetreu an den gegebenen Regeln festhalten und sind überzeugt davon, dass diese seit der Zeit des Propheten Muhammads unverändert gelten. Das Kopftuchgebot ist für viele Muslime eine solche Regel.

Die deutsch-muslimische Religionspädagogin Lamyia Kaddor (siehe Seite 7) hingegen meint, dass das Kopftuch im 7. Jahrhundert die Frauen schützen sollte, heute jedoch diese Funktion viel eher durch die Bildung von Frauen übernommen werden solle. Sie plädiert hier also für eine am Sinn und Zweck orientierte Auslegung religiöser Normen. Auch die marokkanische Soziologin und islamische Feministin Fatima Mernissi kritisiert das Festhalten an diesen Regeln, da sie die Frauen benachteiligten. Und die Berliner Rechtsanwältin Seyran Ateş, die sich als ehemaliges Mitglied der *Deutschen Islam Konferenz* zu diesem Thema in die innerislamische Diskussion einbrachte, sieht die Kleiderregeln vor allem als Bestandteil einer veralteten Sexualmoral, die die Selbstbestimmung von Frauen einschränke. Auch sie wendet sich gegen die Auffassung, dass sich Frauen durch ihre Kleidung vor einer vermeintlich unbändigen männlichen Sexualität schützen müssten.

Vor allem in salafistischen Kreisen gilt hingegen eine strikte Befolgung der Kleiderregeln als Maßstab, ob jemand ein „guter Muslim“ ist. Viel häufiger sind aber sozialer Druck und traditionelle Normen in Familie oder Nachbarschaft Gründe, wenn Mädchen oder Frauen dazu gedrängt werden, das Kopftuch zu tragen.

Bei alledem sollte man nicht vergessen: Für die Mehrzahl der Muslime in Deutschland spielen religiös begründete Kleiderregeln im Alltag keine Rolle. (gn)

Informationen zu den unterschiedlichen Auslegungen der religiösen Bekleidungsregeln finden Sie unter bpb.de.



Die große Mehrheit der Musliminnen in Deutschland trägt kein Kopftuch.

RELIGION UND LIFESTYLE: Islamische Mode in Deutschland

Aufmachung mit Frauenzeitschriften wie *Freundin* oder *Brigitte* haben, ist dabei kein Zufall. Sie verdeutlicht den gesellschaftlichen Status, den diese jungen Frauen anstreben. Der hier gezeigte Lifestyle steht nicht allein für ein wachsendes religiöses Selbstbewusstsein, sondern auch für den Wunsch nach Individualität, Selbstständigkeit, beruflichem Erfolg und Partizipation. Kein Wunder also, wenn sich diese Frauen über den Verdacht empören, sie würden von ihren Familien und Ehemännern gegen ihren Willen unter das Kopftuch gezwungen. Mit den Leserinnen der *Brigitte* teilen sie schließlich mehr, als auf den ersten Blick erkennbar ist. Gleichzeitig bedienen diese neuen Zeitschriften identitäre Bedürfnisse nach Ausdruck von kulturellen wie religiösen Besonderheiten und Abgrenzungen.

Kreativität – oder Unterdrückung?

Die Vielfalt der „Islamic Fashion“ hat die britische Soziologin Emma Tarlo sehr anschaulich beschrieben (*Visibly Muslim. Fashion, Politics, Faith*. London, 2010). Unter anderem am Beispiel des Kopftuchs zeigt sie, wie unterschiedlich heute religiöse muslimische Frauen in Europa mit dem Bedürfnis umgehen, Religion und Kleidung in Einklang zu bringen. Und gerade weil dabei das Kopftuch das sichtbarste Zeichen sei, mit dem sich Frauen nach außen als Muslimin zu erkennen geben, nutzten viele es als Ausdruck ihrer Individualität: „Das Kopftuch“, schreibt Tarlo, „ist oft gerade der Teil eines Outfits, der

von Frauen am selbstbewusstesten gestaltet wird“. Es könne für viele eine Bühne sein, auf der sich Kreativität, Individualität und Identität zum Ausdruck bringen lasse.

Der kreativen Verwendung von Kopftüchern steht der – teils durch Familie und Community oder auch, wie in Iran und Saudi-Arabien, staatlich angeordnete – Zwang zur Verschleierung gegenüber, der ganz entscheidend die Wahrnehmung des Themas in Deutschland prägt. In muslimischen Staaten sind die Hintergründe oft komplex: In Ägypten, aber auch in Tunesien und Syrien, lässt sich ein wachsender Trend zur Verschleierung im öffentlichen Raum beobachten – oft als Protest gegen den autoritären Staat, der dies wiederum als potenziell subversive zivilgesellschaftliche Äußerung ansieht.

Emma Tarlo zeigt am Beispiel der in Großbritannien (anders als in Deutschland) nicht verbotenen islamistischen *Hizb ut-Tahrir*, wie das Kopftuch zur Ab- und Ausgrenzung verwendet wird: Es symbolisiert die Zugehörigkeit zur gottgefälligen Gemeinschaft. Es dient der Konstruktion und Betonung kollektiver Identität und damit nicht nur der Abgrenzung gegenüber Nichtmuslimen, sondern auch der Diffamierung von andersdenkenden und -lebenden Muslimen, wie z.B. Frauen, die kein Kopftuch tragen wollen.

In Deutschland sind es vor allem Initiativen aus dem salafistischen Spektrum, die mit einem ähnlichen Anspruch hervortreten. So berichten Lehrer und Jugendarbeiter häufig von mehr oder weniger deutlichem Druck, der oft von salafistisch geprägten Jugendlichen ausgeübt wird, sich „richtig“, das heißt den vermeintlichen Normen der Religion entsprechend, zu verhalten oder zu kleiden. Hier sollen Mädchen und Frauen unter das Kopftuch gezwungen werden, weil dies als Teil des muslimischen Selbstverständnisses betrachtet wird.

Oft entstehen Konflikte um das Kopftuch oder um angemessene Kleidung unter muslimischen Schülern aber auch infolge der unter Jugendlichen üblichen Distinktions- und Abgrenzungsbedürfnisse. Erschwerend kommt hier hinzu, dass die emotional geführte Dauerdebatte um „den

Islam“ zu einer Politisierung und identitären Aufladung des Themas auf allen Seiten geführt hat: So werden Mädchen ohne Kopftuch von manchen Mitschülern schon Mal als „Schlampen“ bezeichnet und Lehrer zu vorschnellen Bemerkungen über Integrations- und Leistungsfähigkeit kopftuchtragender Mädchen verleitet.

Auch die wahrgenommene Diskriminierung oder die pauschale und zum Teil alarmistische Kritik an kopftuchtragenden Mädchen oder Frauen kann dazu führen, dass gerade bildungsnahe und integrierte junge Frauen das Kopftuch „jetzt erst recht“ als starkes Zeichen eigener Identität tragen. Gespräche mit diesen jungen Frauen zeigen, dass sie ihr Kopftuch nicht im Geringsten im Widerspruch zum Streben nach beruflichem Erfolg und zu gesellschaftlichem Engagement sehen.

Der unter religiösen muslimischen Jugendlichen und jungen Erwachsene in Deutschland zu verzeichnende Trend zu „islamischer“ Kleidung ist also äußerst widersprüchlich: Auf der einen Seite stehen die Betonung von äußerlich sichtbarer Besonderheit sowie das Bedürfnis nach freier Entfaltung von Religiosität und deren gesellschaftlicher Anerkennung. Als Muslime wollen diese Jugendlichen und jungen Erwachsenen Teil der Gesellschaft sein.

Auf der anderen Seite besteht die Gefahr, dass diese Besonderheit und ein damit oft verbundenes, an eng interpretierten Normen orientiertes Religionsverständnis dazu genutzt wird, andersdenkende und -lebende Muslime zu reglementieren. Der Streit um das Kopftuch ist daher nur ein Teil dieses ambivalenten Prozesses, dessen identitäre Aufladung eine sachliche Auseinandersetzung gerade auch in Schulen und Bildungseinrichtungen erschwert. ■

**Die Namen der Teilnehmerinnen im Online-Forum wurden geändert.*

Götz Nordbruch ist Islamwissenschaftler an der Süddänischen Universität in Odense. Er ist Mitbegründer des Vereins *ufuq.de*.

MEHR ZUM THEMA**Koranverse auf T-Shirts?**

www.bpb.de/themen/OIGVRP

Islamische Streetwear

www.bpb.de/themen/JMOXHL

Glossar: Kopftuch

www.bpb.de/themen/DY4AIX,14

Diskussion um den Niqab

www.bpb.de/themen/RJSN83

Newsletter-Archiv – Musik und Lifestyle

www.bpb.de/themen/LRHQ8S

RELIGION UND LIFESTYLE

Trauben-Tabak und Türsteher

SHISHA-CAFÉS IN BERLIN

Wasserpfeifen-Cafés sind in. Für viele deutschtürkische und deutscharabische Jugendliche sind sie eine Alternative zum Club oder zur Kneipe – ohne die Enge der Tradition, aber auch ohne Alkohol.

von Ebru Taşdemir

Samstagabend vor dem *Anu* in der Boxhagener Straße in Berlin-Friedrichshain. Schon der Türsteher verrät: Das hier ist kein durchschnittliches Café. Und tatsächlich scheinen der Raum, die Bedienung und die Gäste Hochglanzmagazinen entsprungen. Funkelnde Kronleuchter werfen goldenes Licht an die dunkelroten Wände. Ein paar Jungen lümmeln lässig in den hellen Ledersesseln. Eine Gruppe sorgfältig geschminkter junger Frauen sitzt auf den orientalisch verzierten Kissen in den Sitzcken. Ein Kopftuch trägt hier niemand. In der Mitte einer jeden Gruppe steht eine hellgrüne bauchige Glaspfeife – die Shisha.

Unter den Besuchern sind auch die beiden jungen Frauen Esra und Derya. Es blubbert, als Esra das Mundstück der Pfeife an ihre akkurat bemalten Lippen



Wasserpfeife rauchen wird immer beliebter. Allein in Berlin gibt es 90 Shisha-Cafés.

legt und den Rauch aus der Flasche inhaliert. Sie reicht den Schlauch weiter an Derya. „Traube. Übelst lecker!“, sagt Derya und lächelt selig. Die beiden 23-Jährigen kommen extra aus Tempelhof und Kreuzberg nach Friedrichshain – wenn möglich, jeden Samstagabend.

Es ist eine alte Tradition, die die beiden jungen Frauen für sich entdeckt haben. Ursprünglich war das Shisha-Rauchen eher Männern vorbehalten. Die Tradition stammt aus Indien und kam im 16. Jahrhundert über den Iran in die Länder an der östlichen und südlichen Mittelmeerküste.

Von Teheran bis Kairo ist das Rauchen der Wasserpfeife seither eine Form des geselligen Beisammenseins der Männer.

In Europa findet die Tradition heute vor allem unter Kindern von Einwanderern aus arabischen Ländern und der Türkei Zuspruch. In Deutschland sind Shisha-Cafés seit dem Ende der 1990er Jahre immer beliebter geworden, besonders bei Jugendlichen. Knapp 90 Shisha-Cafés wie das *Anu* gibt es laut Homepage shisha-guide.info allein in Berlin, über 400 sind es im gesamten Bundesgebiet. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) schätzt, dass rund 14 Prozent der 12- bis 17-Jährigen regelmäßig Wasserpfeifen-Tabak rauchen. Während die Zahl der jugendlichen Zigarettenraucher in den letzten Jahren gesunken ist, steigt die Zahl der Shisha-Raucher kontinuierlich. Dabei handelt es sich nicht nur um junge Deutschtürken und Deutscharaber, auch mancher Jugendlichen ohne Migrationshintergrund verbringt seine Freizeit in Shisha-Cafés.

Raus aus der Schmutzdecke

Ersin Karaca, der Besitzer des *Anu*, will das Shisha-Rauchen noch populärer machen und es „aus der Schmutzdecke rausholen“, sagt er. Einige Läden in Berlin seien nur Männern vorbehalten, vor allem diejenigen, die von arabischstämmigen Besitzern geführt werden. Das Geschäft mit den Shishas sei fest in Einwandererhand, behauptet der 30-Jährige. Am Wochenende seien fast nur Deutschtürken da. Unter der Woche hingegen sei das Publikum gemischer. „Frauen sind die besseren Gäste“, sagt der Café-Besitzer und zählt auf, was seiner Meinung nach dazu gehört, diese Gäste zu halten. Sieben Sorten Shisha-Tabak, orientalisches Fingerfood, Cocktails und gehobenes Ambiente. Außerdem habe der Türsteher immer einen Blick auf die Frauengruppen, und bei Belästigungen fliege der Übeltäter – zack!

– raus. Deshalb sei das *Anu* so beliebt bei deutschtürkischen Frauen.

Esra erklärt, sie brauche „ein wenig Glamour“ am Wochenende, um ihrem harten Arbeitsalltag als Kioskbesitzerin zu entfliehen. Für die Studentin Derya ist etwas anderes ausschlaggebend. Sie blickt aus dem Fenster und grinst: „Zum Männergucken sind solche Cafés ideal.“ „Viel besser als in deutschen Cafés“, fügt Esra hinzu. Draußen vor dem Fenster stehen zwei Jungs vor einem parkenden Chevrolet und unterhalten sich. Deniz und Ercan sind um die Zwanzig, Tourismus-Studenten. Zum „Vortrinken und Chillen“ kommen die beiden hierher und fahren anschließend zum Ku'damm ins *Cascado*, eine Diskothek. „Hier sind nicht so viele Idioten im Nachtleben unterwegs“, sagt Deniz. Viele seiner Freunde aus Kreuzberg würden sich „mit allem Möglichem zudröhnen“. Das kommt für ihn nicht in Frage. „Shisha geht noch“, sagt er. Auch seine Eltern könnten das akzeptieren, obwohl sie den Kult um die Shisha nicht verstehen. „Im Westen der Türkei, da wo meine Eltern herkommen, gibt es das gar nicht“, erzählt Deniz. Ercans Eltern dagegen sind froh, dass es nur beim Shisha-Rauchen bleibt. „Alkohol und Drogen sind für uns tabu, wie bei vielen türkischen Familien“, sagt Ercan. Dass in den meisten Shisha-Cafés kein Alkohol ausgeschenkt wird, ist daher kein Manko – für viele Besucher ist dies sogar ein Plus. Aus Sicht einiger religiöser Muslime ist allerdings auch das Rauchen von Shishas problematisch. Ähnlich wie Zigaretten schaden sie der Gesundheit und sind deshalb aus ihrer Sicht „haram“, d.h. nach den Regeln des Islam verboten.

Harmlos ist das Shisha-Rauchen tatsächlich nicht. Laut der BZgA ist das Rauchen der Wasserpfeifen wegen der längeren Rauchphase von bis zu einer Stunde und wegen des höheren Nikotingehalts gefährlicher als Zigaretten. Obwohl Shisha-Cafés erst ab 18 Jahren Eintritt gewähren, gibt es in Online-Foren immer wieder die Frage, ob in diesem oder jenem Shisha-Café das Alter kontrolliert werde. Manche minderjährige Shisha-Raucher weichen auf ältere Freunde aus, die eine eigene Shisha zu Hause haben.

RELIGION UND LIFESTYLE: Shisha-Cafés in Berlin

MEHR ZUM THEMA

KanakCultures

www.bpb.de/themen/X15GVd

Halal und Haram

www.bpb.de/themen/U75OPL

Muslimische Partnersuche

www.bpb.de/themen/GEMX4Q

Junge Muslime und die BRAVO

www.bpb.de/themen/JPO04PNewsletter-Archiv – Musik
und Lifestylewww.bpb.de/themen/LRHQ8S

Im Shisha-Café *Umm Kolthum* in der Sonnenallee in Neukölln gibt es gleißendes Neonröhrenlicht statt Kronleuchter. Ein LCD-Fernseher mit arabischem Programm und blinkende Shishas in den Fenstern begrüßen die vorwiegend männlichen Gäste. „Ja, hier sind keine Frauen, das hat aber nichts zu sagen“, sagt der 26-jährige Elektroniker Vael. Männerabend gäbe es überall. Sein Freund Raj-Shaheen und er kennen sich aus Kindertagen in Neukölln und genießen es, sich bei einer Wasserpfeife lange zu unterhalten. „Hier kommen Alt und Jung zusammen“, erzählt der 27-jährige Schienenfahrzeugelektriker Raj-Shaheen. Dann diskutieren die Shisha-Raucher schon mal über die Tische hinweg über Sport und Politik. Oder spielen Backgammon oder Karten, denn auch das gehört für viele Besucher dazu.

„Bodenständig ist es hier“, sagt Vael und verzieht das Gesicht, während er über die aufgemotzten Shisha-Cafés in Friedrichshain und Mitte spottet.

Aber in einem sind sich alle einig: Eine Shisha entschleunige den Alltag. „Das ist ein Versprechen an meinen Freund, dass ich Zeit habe. Eben so lange wie die Kohle glüht“, lacht Raj-Shaheen. Vael pflichtet ihm bei. „Sonst trifft sich doch jeder auf einen Kaffee, der in zehn Minuten getrunken ist. Was hat man denn in so kurzer Zeit schon ausgetauscht?“ ■

Ebru Taşdemir arbeitet als freie Journalistin für Print- und Hörfunkmedien. Sie interessiert sich vor allem für die Themen Bildung und Migration.

JUGEND UND ISLAM

Das Auge Fatimas

LAMYA KADDOR ÜBER ABERGLAUBEN IN DER ERZIEHUNG

Pädagogen berichten darüber, dass viele muslimische Kinder und Jugendliche zweifelhaften religiösen Vorstellungen anhängen. Tatsächlich sind tradierte Formen und Praktiken der Volksfrömmigkeit und Aberglauben, wie sie in allen Religionen und Regionen vorkommen, auch unter Muslimen verbreitet. Einige von ihnen sind problematisch, weil sie Angst als Mittel von Erziehung und Pädagogik einsetzen.

Frau Kaddor, unter Aberglauben versteht man Abweichungen von der orthodoxen Lehre einer Religion – etwa wenn sich traditionelle mit religiösen Vorstellungen zu einer Art Volksglaube verbinden. Gibt es solche Formen von Religiosität auch bei muslimischen Jugendlichen?

Ja, Aberglauben ist unter muslimischen Jugendlichen tatsächlich ziemlich verbreitet. Am häufigsten äußert sich dies im Glauben an Dschinn – das sind Geistwesen zwischen Menschen und Engeln. Die kommen zwar auch im Koran vor, viele glauben aber, dass Dschinn Menschen beeinflussen oder sogar Besitz von ihnen ergreifen. Sie können in verschiedener Gestalt vorkommen, zum Beispiel als Tiere – und mal sind sie friedlich, mal bedrohlich. Viele Menschen fürchten auch, dass die Dschinn von anderen eingesetzt werden können, um ihnen Schaden zuzufügen. Dagegen müsse man sich

dann schützen. Weit verbreitet ist daher das Tragen von Schutzamuletten oder Koranversen auf Papier. So sollen die Hand und das „Auge Fatimas“, das sich viele Muslime beispielsweise ans Auto kleben, vor dem „Bösen Blick“ schützen. Aber auch Kaffeesatzlesen oder ganz alltägliche Sachen wie dreimal auf Holz zu klopfen, kennen die Schüler.

Was sind denn die Ursachen der Verbreitung solcher religiös-ahergläubischer Vorstellungen?

Ahergläubische Vorstellungen und Praktiken lassen sich oft auf lokale Traditionen zurückführen – auch Feiern und Feste gehören dazu. Sie sind häufig an religiöse Quellen angelehnt, nehmen aber im Volksglauben spezifische Formen an. So feiern sehr viele Muslime überall in der Welt den „mawlid al-nabbi“, den Geburtstag des Propheten. Das sind teils große Volksfeste, obwohl

die Gelehrten des klassischen Islam so etwas strikt ablehnen. Aber diese Bräuche und Mythen werden von einer Generation an die nächste weitergegeben. Und dabei erfüllen sie auch einen Zweck: Gerade in der Migration können sie zum Beispiel einen Bezug zur Herkunft der Familien darstellen. Sie sind für

„Mythen stiften ein Gefühl
von Zusammengehörigkeit“

die Menschen etwas Vertrautes, an dem sie gerne festhalten. Bräuche, Überlieferungen und Mythen stiften Sinn und das Gefühl von Zusammengehörigkeit – außerdem haben sie für viele auch eine spirituelle Funktion. Dabei scheint mir, dass Menschen aus bildungsferneren Familien etwas mehr an diesen Traditionen hängen. Vielleicht liegt es daran, dass sie diese weniger hinterfragen. Aber auch gebildete Jugendliche tragen das blaue Auge zum Schutz vor dem Bösen Blick.

Demnach wären einige dieser religiös-traditionalistischen Vorstellungen und Glaubensformen sinnstiftend, andere dagegen zumindest harmlos. Wann wird denn das Ganze zum Problem?

JUGEND UND ISLAM: Das Auge Fatimas

Aus theologischer Sicht ist Aberglauben dann problematisch, wenn er fundamentale Glaubenslehren des Islam widerspricht oder für falsche Zwecke verwendet wird. Auch der Koran spricht ja von Dschinn, verbietet den Gläubigen allerdings einen

DAS RATTENMÄDCHEN

Vor vier Jahren sorgte eine schaurige Geschichte für Angst und Schrecken unter muslimischen Kindern und Jugendlichen: Ein Mädchen, das sich seiner gläubigen Mutter widersetzt und lieber Musikvideos gesehen habe als im Koran zu lesen, sei schließlich im Streit auf dem heiligen Buch herumgetreten und daraufhin in eine rattenartige Gestalt verwandelt worden – das „Rattenmädchen“. Zum Beweis wurden auf den Schulhöfen Handyfotos einer bizarren Kreatur herübergereicht: eine nackte, buckelige Gestalt mit einem Schwanz und einem Rattenkopf, die mit ihren krallenbesetzten Händen und Füßen auf dem Boden kauert. Monatelang kursierten die Fotos per SMS und E-Mail unter muslimischen Jugendlichen – erst in arabischen Ländern, dann in der Türkei und schließlich auch in Deutschland. Wie ein Kettenbrief wurden sie von einem zum anderen weitergeschickt – versehen mit der Aufforderung: „Versende diese Mail an zehn Freunde, wenn du nicht auch von Allah bestraft werden willst.“ Tatsächlich verstanden viele Kinder und Jugendliche die angebliche Verwandlung des Mädchens als „gerechte Strafe“ Gottes für ihr Fehlverhalten und den vermeintlichen Abfall vom Islam.

In Wirklichkeit handelte es sich beim „Rattenmädchen“ um das aus dem Internet heruntergeladene Foto einer Plastik, die von einer australischen Künstlerin zum Thema Gentechnologie geschaffen wurde. „Primitiver Aberglaube“, so erklärte damals die Pädagogikbeauftragte des *Zentralrats der Muslime in Deutschland* (ZMD), Asiye Köhler, sei Ursache für die massenhafte Verbreitung der Verwandlungsmär. Es steckt aber noch mehr dahinter: Gerade in Zeiten religiöser Verunsicherung dienen solche Geschichten als Gottesbeweis und sind zudem eine Warnung für alle, die an Gott und Glaube zweifeln. Insbesondere Kinder und Jugendliche – das zeigt die Geschichte des „Rattenmädchens“ – lassen sich davon beeindrucken. (jm)

aktiven Umgang mit ihnen. Dennoch gibt es so etwas wie Dschinnbeschwörungen, die abgehalten werden. Da geht man zu einem Hodscha oder zu einem Geisteiler, der diese Wesen dienstbar machen soll, zum Beispiel um eine Krankheit zu heilen. Und das kann durchaus extreme Formen annehmen, etwa bei psychischen Erkrankungen oder wenn erklärt wird, dass eine

„Wenn Du sowas tust, kommst Du in die Hölle“

junge Frau besessen sein müsse, weil sie nicht heiraten will und ihr dieser Teufel oder Dschinn nun ausgetrieben werden soll. Auch zur Erziehung werden solche Erzählungen als Drohkulisse eingesetzt – nach dem Motto: „Wenn Du sowas tust, kommst Du in die Hölle“. Das ist eine Art von Schwarzer Pädagogik, in der Ein-



Lamya Kaddor ist islamische Religionspädagogin und Mitherausgeberin mehrerer Schulbücher für den Islamunterricht. Sie unterrichtet Islamkunde an einer Schule im Ruhrgebiet und beschäftigt sich wissenschaftlich mit muslimischen Jugendlichen in Deutschland.

schüchternung als erzieherisches Mittel zur Kontrolle und Disziplinierung von Kindern und Jugendlichen eingesetzt wird.

Und das wirkt?

Na klar, das ist in bestimmten katholischen Milieus oder in Grimms Märchen doch nicht anders. Auch hier werden Kinder ja mit dem Hinweis erzogen, ihr Handeln könnte schlimme Folgen haben. Und weil

abergläubische und auch sehr bildhafte religiöse Vorstellungen wie die vom leibhaftigen Teufel so geläufig sind, werden mitunter die abstrusesten Geschichten geglaubt. Wie etwa die Geschichte des muslimischen Mädchens, das in eine Ratte verwandelt worden sei, weil sie den Koran beleidigt habe (siehe Kasten). Ich beobachte auch, dass sich Schüler gegenseitig unter Druck setzen, indem sie sich zu Mutproben herausfordern – zum Beispiel Internetseiten anzusehen, auf denen angeblich Dschinn zu hören sind. Oder wenn Mädchen gedroht wird, dass ein böser Geist über sie kommen werde, wenn sie sich „schlecht“ verhalten oder anziehen.

Wenn Pädagogen mitbekommen, dass einzelnen Kindern und Jugendlichen gedroht wird oder sie mit solchen Schauer-märchen unter Druck gesetzt werden, was können sie tun? Und wie können sie den Eindruck vermeiden, den Kindern ihren Glauben ausreden oder den Islam kritisieren zu wollen?

Zunächst sollte man nicht gleich in Panik verfallen – die meisten dieser Glaubensformen sind ja harmlos. Denken Sie an das Kaffeesatzlesen oder an das Auge Fatimas. Und für viele Menschen sind sie auf die eine oder andere Weise auch wichtig und hilfreich in ihrem Leben. Außerdem gehören Mutproben oder Schauergeschichten zum Erwachsenwerden, ebenso dass man sich über Äußerlichkeiten von anderen abgrenzt. Hier können Pädagogen einfach mal das Gespräch mit den Jugendlichen suchen. Und weil viele dieser Erzählungen und Geschichten ja dazu dienen, dass bestimmte Normen eingehalten werden, liebe sich dabei sehr gut über das Verhältnis von Normen und Toleranz sprechen. Inter-venieren müssen Pädagogen aber, wenn sie feststellen, dass ein Schüler massiv unter Druck steht und darunter leidet. Im Extremfall wird man sogar abwägen müssen, ob man sich zum Schutz einzelner zunächst an die Eltern oder an öffentliche Stellen wie das Jugendamt wendet. Dabei kann es sinnvoll sein, sich im Umfeld der Schule oder des Stadtteils muslimische „Verbündete“ zu suchen, die sich gegen solche Praktiken aussprechen. ■

Das Gespräch mit Lamya Kaddor führte Jochen Müller/ufuq.de.

JUGEND UND ISLAM

Zahlen und Fakten

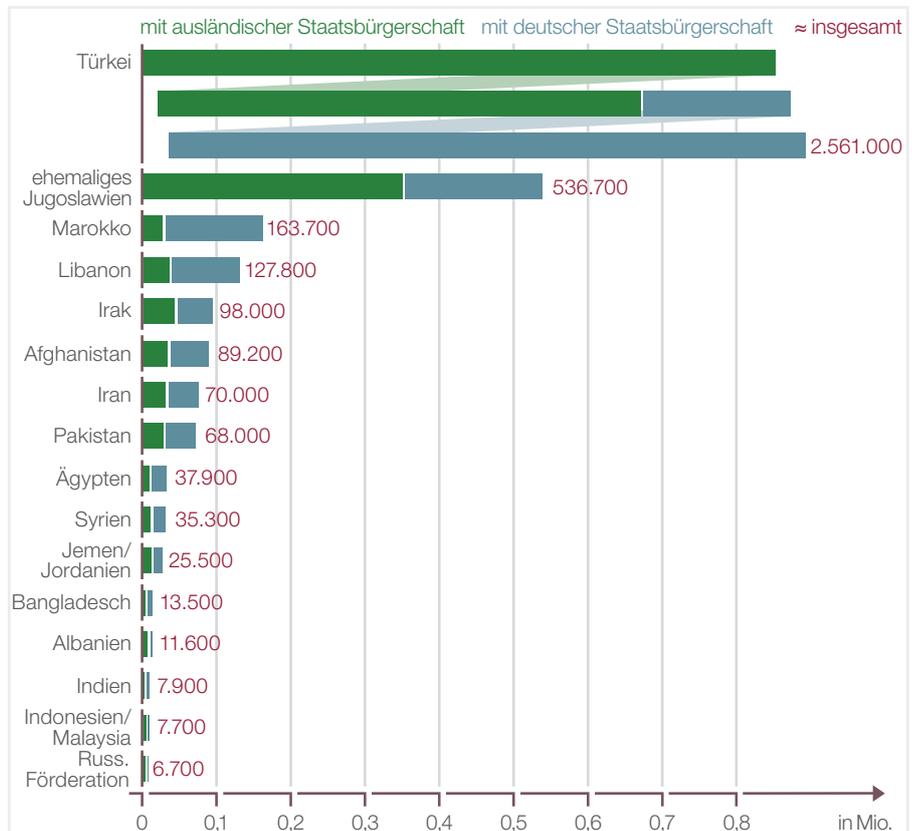
In Deutschland leben zwischen 3,8 und 4,3 Millionen Muslime. Dies entspricht einem Anteil von 4,6 bis 5,2% an der Gesamtbevölkerung. Künftig stellen wir in jeder Ausgabe des Newsletters Daten vor, die einen Einblick in die Lebenssituation und den Alltag junger Muslime in Deutschland geben.

MUSLIME IN DEUTSCHLAND

die wichtigsten Herkunftsländer

Muslime mit türkischem Migrationshintergrund (63%) stellen die größte Gruppe der Muslime in Deutschland, gefolgt von Muslimen aus den Staaten des ehemaligen Jugoslawien (13%). Knapp 4% der Muslime sind marokkanischer Herkunft. Insgesamt sind etwa 15% der Muslime in Deutschland arabischstämmig. Diese haben einen Migrationshintergrund in den Ländern des Nahen Ostens oder Nordafrikas.

Auffallend sind die Unterschiede, die sich bezüglich der Staatsangehörigkeit ergeben. Insgesamt haben zwischen 1,7 und 2 Millionen Muslime (rund 45%) die deutsche Staatsbürgerschaft. Unter den Muslimen mit türkischem Migrationshintergrund ist dieser Anteil mit 41% niedriger, bei den iranischstämmigen Muslimen hingegen höher. Hier sind es knapp 53%, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. (gn)

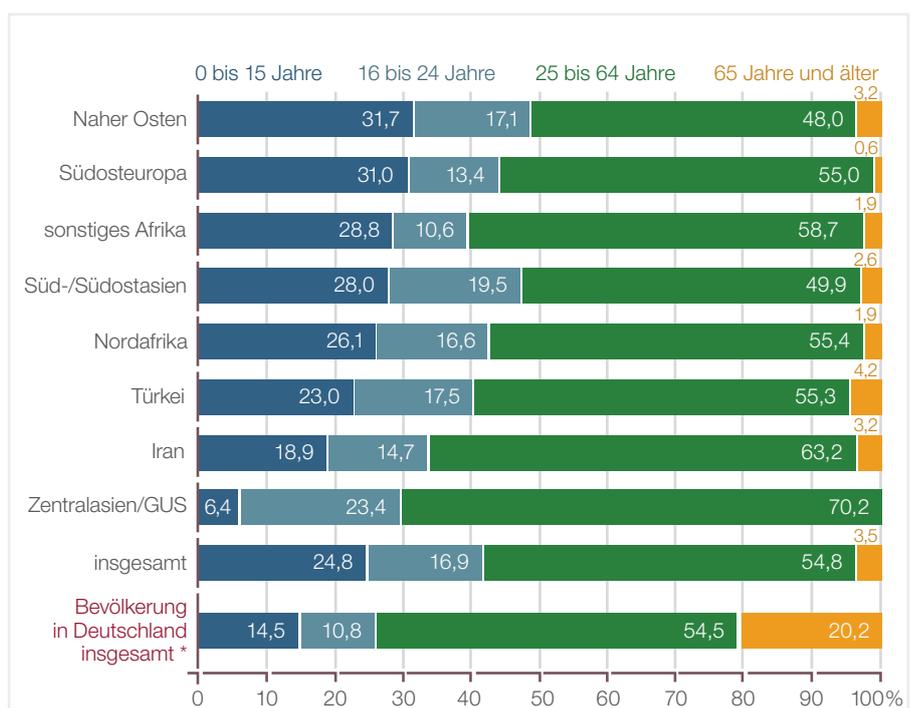


Quelle: *Muslimisches Leben in Deutschland 2008* (Hochrechnung, mittlere Werte); Ausländerzentralregister

ALTERSSTRUKTUR DER MUSLIME IN DEUTSCHLAND

nach Herkunftsländ/Region

Die muslimische Bevölkerung in Deutschland ist relativ jung. Fast 25% der Muslime in Deutschland sind unter 16 Jahren. In der Gesamtbevölkerung liegt der Anteil der unter 16-Jährigen dagegen bei 14,5%. Nur 3,5% der Muslime sind 65 Jahre oder älter – in der Gesamtbevölkerung liegt dieser Wert bei etwa 20%. Insgesamt leben zwischen 1,6 und 1,8 Millionen Muslime unter 25 Jahren in Deutschland. Hier gibt es große Unterschiede hinsichtlich der Herkunftsländer. Knapp 49% der Muslime aus dem Nahen Osten sind unter 25 Jahren. Der Anteil junger Muslime ist unter den Menschen aus Zentralasien und den GUS-Ländern am geringsten. Das relativ junge Alter der Muslime erklärt sich auch mit der Geschichte der Migration: Es waren gerade junge Menschen, die nach Deutschland einwanderten. (gn)



Quelle: *Muslimisches Leben in Deutschland 2008*, Stand 30.06.2008; * Mikrozensus 2007

DEBATTE

Der Streit um das Gebet

EINE KONTROVERSE ÜBER DEN ALLTAG IN DER SCHULE

Im September 2009 erstritt sich ein muslimischer Schüler in Berlin vor Gericht das Recht, an seiner Schule zu beten. Die Schulleitung hatte ihm dies zuvor untersagt. Mit dem Urteil wurde die Schule aufgefordert, dem Schüler hierfür einen Raum zur Verfügung zu stellen. Der Berliner Senat ging in Berufung. Im Mai 2010 hob das Oberverwaltungsgericht Berlin das Urteil vom September 2009 auf und ermöglicht es den Schulleitungen seither, das öffentliche Beten in der Schule zu verbieten, wenn es den Schulfrieden stören könnte.

Die Meinungen zum Urteil sind geteilt: Für die einen geht es um das Recht auf Religionsausübung auch in der Schule, für die anderen um die religiöse Neutralität der Schule. Der Streit dürfte bis zum Bundesverwaltungsgericht nach Leipzig gehen. Jenseits von juristischen, politischen oder theologischen Debatten stellt sich aber die Frage, wie die Schulen im Alltag mit Gebetswünschen von Schülern umgehen können. (jm)

Aiman Mazyek vom *Zentralrat der Muslime in Deutschland* (ZMD) macht sich für das Beten in der Schule stark, Sanem Kleff von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* lehnt dies ab.

Religion als Chance

AIMAN MAZYEK PLÄDIERT FÜR GELASSENHEIT

Als mein Sohn (15) vor einiger Zeit im Sportunterricht leicht stürzte, war sein Lehrer gleich zur Stelle: „Siehst du, das hast du nun vom Fasten“. Wäre der Junge nicht während des Ramadans gestürzt, hätte der Lehrer dem kleinen Umfaller wohl keine weitere Beachtung gezollt ...

Bei dem Beispiel geht es mir nicht darum, allgemein Bedenken gegen Pädagogen zu schüren. Ich möchte aber darauf hinweisen, dass vieles, was muslimische Glaubensdinge betrifft, in der öffentlichen Wahrnehmung als Problem wahrgenommen und diskutiert wird. Auf diese Weise entstehen Abwehrhaltungen, die so weit gehen können, Glauben generell als Störung des öffentlichen Friedens zu betrachten.

Das gilt auch in der Schule. Ein Beispiel dafür ist die Auseinandersetzung um den Wunsch einiger muslimischer Schüler, in der Pause ihr Mittagsgebet zu verrichten. Offenbar ist ein gelassener Umgang mit solchen Fragen schwierig. Viel häufiger herrscht – sowohl auf Seiten der Schule wie

bei Schülern und ihren Eltern – ein Geist des Misstrauens. Eine einvernehmliche Lösung wird dadurch erschwert. So war die Rektorin des Gymnasiums im Berliner Stadtbezirk Wedding schlecht beraten, als sie einem Schüler das Gebet untersagte. Gewünscht hätte ich mir aber auch, dass sich die Familie des Schülers Rat bei islamischen Organisationen und anderen Stellen geholt hätte, statt gleich vor Gericht zu ziehen.

Durch die Nervosität der Schulleitung und die Zuspitzung vor Gericht ist aus dem Einzelfall eine Grundsatzfrage geworden. Da fragt man sich: Könnte man nicht gelassener mit der Frage umgehen? Sind nicht auch einfachere und pragmatische Lösungen möglich?

Sicher sollen Schüler, die weniger oder gar nicht religiös sind, vor eventuellen Miss-

„Es geht nur um fünf Minuten für das Mittagsgebet“

onierungsbestrebungen ihrer Mitschüler bewahrt werden. Hier gilt der verfassungsrechtlich geschützte Anspruch auf Freiheit von Religion. Anspruch besteht aber auch

auf die Freiheit zur Religionsausübung: Da die religiösen Schüler ohnehin meist zu Hause beten, geht es in der Regel nur um das etwa fünfminütige Mittagsgebet, das einige Schüler nicht später nachholen, sondern an irgendeinem Platz in der Schule verrichten wollen. Und warum denn auch nicht? Schließlich gibt es in vielen Einrichtungen in Deutschland bereits Stille- und Gebetsräume. Auch an Schulen könnten doch solche Räume eingerichtet werden, in denen alle, die das wollen, in Ruhe ihrem Gebet nachgehen können.

Das Berliner Gericht hat hingegen betont, dass die Vielfalt der Religionen ein Konfliktpotential und das Gebet eine „Gefahr für den Schulfrieden“ darstellen könnten. Damit wird der Islam, der für viele muslimische Schüler sicherlich identitätsstiftend ist, erneut zum vermeintlichen Problem. Statt Religion aber – wie jetzt geschehen – zu verbannen, könnte ihr integrativer Charakter hervorgehoben werden: Gerade an einer Schule mit vielen Religionen und Konfessionen könnten Jugendliche einen natürlichen Umgang mit gesellschaftlicher Pluralität einüben.

Kommunikation und Dialog, Gelassenheit und Pragmatismus sind die Voraussetzungen dafür. Nur im äußersten Notfall dürfen praktische Abwägungen zum Gegenstand gerichtlicher Auseinandersetzungen werden. Vielmehr sollten alle beteiligten Akteure – also Schüler, Eltern, Lehrer, Schulleitung und gegebenenfalls externe Experten – vor Ort in einen Austausch auf gleicher Augenhöhe treten, aufeinander zugehen und gemeinsam nach einvernehmlichen Lösungen suchen. Und die Religion könnte dabei endlich als Chance erkannt und nicht fortwährend als Problem behandelt werden. Auch und gerade in der Schule. ■

Aiman Mazyek ist Politologe und Chefredakteur von *islam.de*. Seit Mitte September 2010 ist er Vorsitzender des *Zentralrats der Muslime in Deutschland* (ZMD), für den er seit 2006 bereits als Generalsekretär tätig war.

DEBATTE: Der Streit um das Gebet

Rückzug zum Gebet isoliert

SANEM KLEFF IST GEGEN EIN ÖFFENTLICHES BETEN

Grundsätzlich können sich staatliche Schulen auf die Neutralitätspflicht in Glaubensfragen berufen: Wer in der Schulzeit öffentlich beten möchte, muss auf eine katholische, evangelische, jüdische oder islamische Privatschule gehen. Diese Haltung mag zwar formal korrekt sein – darüber streiten sich die Juristen. Doch hilfreich ist sie nicht, wenn es darum geht, Lösungen für die Praxis zu finden. Wenn Schüler beten möchten, dann ist von der Schule mehr gefordert, als der formale Hinweis auf das Neutralitätsgebot.

Dabei spricht aus Sicht der Schule einiges gegen das Beten: Zum einen kann das Gebet nur außerhalb des Unterrichts stattfinden. Bleiben also die Pausen. Die sind aber nicht einfach nur unterrichtsfreie Zeiten, sondern sie erfüllen wichtige Funktionen innerhalb des Schulalltags: In den Pausen wird gegessen, getobt, gelacht, geflirtet und vieles mehr. All dies macht die Schule zum Lebensraum. Wer sich in den Pausen regelmäßig zum Gebet zurückzieht, kann nicht an diesem gemeinschaftlichen Erlebnis teilnehmen.

Zum anderen stellt sich die Frage nach dem Raum, der zur Verfügung stehen müsste. Ein Klassenzimmer, eine ehemalige Abstellkammer oder gar die Aula,



Beten in der Schule: Als stilles Zwiegespräch mit Gott oder in hierfür vorgesehenen Gebetsräumen?

wenn viele Schüler beten wollen? Und wie sollte ein Gebetsraum eingerichtet sein? Konservative Sunniten lehnen die bildliche Darstellung von Menschen ab. Sie könnten demnach nicht gemeinsam mit

„In den Pausen soll getobt und gelacht werden“

orthodox-christlichen Mitschülern beten, die womöglich auf Marien-Bilder nicht verzichten wollen. Müssten es dann nicht an jeder Schule vier, fünf oder mehr Räume für alle Glaubensrichtungen sein? Eine Alternative wäre hier ein „Raum der Ruhe“, der frei von jeglicher religiöser Symbolik allen zugänglich ist, die sich einmal kurz zurückziehen möchten. An machen Schulen gibt es so etwas bereits.

Zum Dritten unterliegen alle Schüler, auch in den Pausenzeiten, der Aufsichtspflicht. Aber wer gewährleistet die Aufsicht über die betenden Schüler? Außerdem kommt hier ein weiteres Problem hinzu: Religiöse Schüler versuchen häufig, ihre Mitschüler zum Beten zu mobilisieren. Indem sie an deren persönlichen Glauben und eine gemeinsame Identität appellieren, üben sie moralischen Druck auf Mitschüler aus, die nicht so religiös sind oder in der Schule einfach nicht beten möchten. Im Sinne der Neutralität und der verbürgten Freiheit von

Religion wäre die Schule verpflichtet, ein solches Verhalten zu unterbinden. Aber wie soll sie das tun?

Fazit: Die öffentliche Schule kann nicht zugleich neutral sein und die Möglichkeit zum öffentlichen Gebet gewähren. All dies muss jedoch muslimischen Schülern und Eltern auch vermittelt werden. Dazu sollte sich die Schule Zeit nehmen und entsprechende Anfragen nicht lediglich mit dem abstrakten Hinweis auf die Neutralität abwehren. Eine bruske Ablehnung könnte auch jene Schüler auf den Plan rufen, die zwar nicht beten möchten, sich dies aber auch nicht einfach verbieten lassen wollen.

Außerdem weiß niemand, ob nicht Hunderte Schüler tagtäglich mitten im Matheunterricht beten. Schließlich können Gebete ja auch „unerkannt“ verrichtet werden. Ob Christen, Juden oder Muslime: Gläubige, die im Alltag – ganz im Stillen – ein inneres Zwiegespräch mit ihrem Gott halten, sprechen nicht öffentlich darüber. Und niemand spricht über diese Betenden. ■

Sanem Kleff leitet das Projekt *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*. Sie war lange Lehrerin und ist Herausgeberin des Buches „Islam im Klassenzimmer“.

MEHR ZUM THEMA

Schüler über Gebetsraum-Urteil

www.bpb.de/themen/QR9QRT

Beten in der Schule?

www.bpb.de/themen/JZGAOM

Fasten in der Schule

www.bpb.de/themen/9JB8AP

Newsletter-Archiv – Gesellschaft und Politik

www.bpb.de/themen/CD76SK

DEBATTE

„Liegt das wirklich am Glauben?“**STIMMEN ZUR SARRAZIN-DEBATTE VON MIGRANTISCHEN UND MUSLIMISCHEN JUGENDLICHEN**

Die Thesen des ehemaligen Bundesbank-Vorstands Thilo Sarrazin über das Scheitern der Integrationspolitik werden auch unter jungen Migranten und Muslimen diskutiert. Dass Probleme bestehen, wird von den meisten Kommentatoren nicht bestritten. Sie kritisieren vielmehr, dass Sarrazin pauschal Religion und Herkunft für viele Konflikte verantwortlich mache.

Die DİDF-Jugend, die Jugendorganisation der deutsch-türkischen *Föderation Demokratischer Arbeitervereine*, warnt beispielsweise davor, den sozialen und politischen Hintergrund der Probleme zu verschleiern. „Der Missbrauch von nationalen und religiösen Gefühlen der MigrantInnen dient nur dem Zweck, sich von der restlichen Gesellschaft abzukapseln und Mauern um eine eigene, kleine Welt zu bauen“, heißt es in einer Erklärung. „Das bedeutet Ausgrenzung, Vorurteile und führt zu weiteren sozialen, ökonomischen und kulturellen Problemen, z.B. in Bezug auf Bildung und Arbeit.“ (didf-jugend.de) Ganz ähnlich sieht es „Thaqib“, der die Diskussion um Sarrazin auf dem Weblog *Muslim-The Next Generation* kommentiert. „Die Bildungsschwäche, die Arbeitslosigkeit, die Kriminalität – man kann nicht behaupten, dass man nur ein wenig dafür verantwortlich ist“, schreibt er. „Aber liegt das wirklich am Glauben selbst? Was würde dann geschehen, wenn 75% aller Europäer Muslime wären? Würden sich dann alle gegenseitig auffressen? Unwahrscheinlich.“ (muslim-generation.de)

„Ummahworks“ stört sich vor allem an der „Dämonisierung“ der Muslime, die Sarrazin mit seinem Buch betreibt. Sarrazin gehe es nicht um die Lösung der Probleme, sondern um eine Diffamierung einzelner Gruppen. Dabei gebe es durchaus Beispiele, wie die Integration gelingen könne. „Die Rütli-Schule in Berlin wurde vor vier Jahren zum Sinnbild der schlimmsten Schule Deutschlands. Gewalt, Aggressivität und Angst prägten diese Schule. Heute ist sie zu einem musterhaften Campus geworden. Ein Schlag ins Gesicht für diejenigen, die lieber Hass und Zwist als Frieden in der Gesellschaft predigen.“ (muslim-generation.de)

Im Mittelpunkt der meisten Beiträge stehen Einseitigkeit und Ignoranz, mit der Sarrazin Muslime und Migranten für bestehende Probleme verantwortlich mache. Überraschend kommen seine Thesen dabei für die wenigsten: Für viele Kommentatoren passen sie in das Bild, das sie ohnehin von den aktuellen Diskussionen um Islam und Muslime in Deutschland gewonnen haben. (gn) ■

LINKLISTE

Diese Auswahl von Artikeln aus älteren Ausgaben des Newsletters beschäftigt sich mit einigen Aspekten der derzeitigen Debatte. Unter anderem geht es um Probleme in Schulen und um Ideen für die pädagogische Arbeit.

Islam in Neukölln. Ein Programm zum Kennenlernen im kommunalen Raum (NL 18) Im Berliner Stadtteil Neukölln verbinden sich soziale Krisenerscheinungen mit Problemen der Integration. Um diesen besser begegnen zu können, startete der Bezirk vor zwei Jahren ein Programm, in dem sich kommunale Einrichtungen und islamisch geprägte Organisationen näher kommen sollen. Eine Initiative, die Schule machen könnte. <http://www.bpb.de/themen/UGBQRI>

Religiosität und Zugehörigkeit. Junge religiöse Muslime in Deutschland (NL 17) Junge religiöse Muslime leben ihre Religion häufig anders und bewusster als ihre Eltern. Sie demonstrieren auf diese Weise ihre Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Muslime. Gleichzeitig sehen sich diese muslimischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausdrücklich als Teil der deutschen Gesellschaft. <http://www.bpb.de/themen/4CBNFE>

„Zu Ausländern wird man gemacht“ Pädagogische Prävention jugendlicher Selbstethnisierung (NL16)

Für jugendliche Migranten spielt die Herkunft der Eltern eine große Rolle. Der Sozialwissenschaftler Kemal Bozay fordert in seinem Kommentar daher, die kulturelle Identität von Jugendlichen mit Migrationshintergrund anzuerkennen, um ihrer Selbstethnisierung zu begegnen.

<http://www.bpb.de/themen/03XXZ4>

Signale gegen Frust und Unverständnis: Was Pädagogen tun können, um Konflikten mit muslimischen Schülern und Eltern vorzubeugen (NL16)

Tatsächliche oder vermeintliche Vorbehalte gegenüber dem Islam werden von muslimischen Schülern genau registriert, was zur Ablehnung von Lehrern oder der Schule insgesamt führen kann. Wie können Schule, muslimische Schüler und deren Eltern zu einem angemessenen Umgang finden?

<http://www.bpb.de/themen/M0MYB4>

„... der Umgang mit euch ist gar nicht leicht“ – Rappenüber Deutschland (NL3)

Verschiedene deutsch-türkische Musiker, wie zum Beispiel Muhabbet, Alpa Gun oder Ammar 114, setzen sich in ihren Stücken mit dem Verhältnis junger Migranten zu Deutschland auseinander. Im Mittelpunkt der Texte steht dabei häufig die Erfahrung, trotz des Wunsches nach Integration auf Ablehnung zu stoßen.

<http://www.bpb.de/themen/9TS6GM>

Eine interessante Gegendarstellung zu den Thesen Thilo Sarrazins findet sich auf den Seiten eines Forschungsprojektes an der **Humboldt-Universität Berlin**: Hier wird umfangreiches Datenmaterial aus Statistiken zu Migration und Integration angeboten. Die **Bertelsmann Stiftung** stellt ferner einen Faktencheck der Thesen Thilo Sarrazins bereit.

PROJEKTE

Mein Kind ist Islamist

BERATUNGSANGEBOT FÜR FAMILIEN

Angehörige, Freunde und Bekannte von jungen Menschen, die in extremistischen Gruppierungen des Islamismus oder des türkischen Ultranationalismus abdriften, finden seit drei Jahren beratenden Beistand im Projekt „Familien stärken – gegen Gewalt und Extremismus“. Wie sieht die Arbeit der Berater aus, was sind die typischen Probleme der Betroffenen und wie sieht die angebotene Hilfe aus?

„Viele waren froh, mit jemandem sprechen zu können, der überhaupt nachvollziehen konnte, um welche Probleme es sich handelt“, so Bernd Wagner, Leiter des Berliner *Zentrum Demokratische Kultur (ZDK)*, das gerade einen Bericht über das Projekt „Familien stärken – gegen Gewalt und Extremismus“ vorgelegt hat. Eigentlich berät dieses Projekt Eltern, Geschwister, Großeltern, Freunde und Bekannte von Rechtsextremen und unterstützt sie bei der Entwicklung von Ausstiegsmotivationen.

Vor dem Hintergrund der Erfahrungen im Bereich Rechtsextremismus und in Ermangelung von Programmen zum Ausstieg aus dem Islamismus wurde der Beratungsansatz des kurz *Exit-Familienhilfe* bezeichneten Projekts jedoch erweitert: Beraten werden seit drei Jahren auch Angehörige von jungen Menschen mit Migrationshintergrund, die in extremistische Szenen abdriften – insbesondere in den Islamismus und den türkischen Ultranationalismus. Bislang fanden die Angehörigen kaum Ansprechpartner, die sich in diesen spezifischen Szenen auskennen. Vor Polizei und Verfassungsschutz scheuen sie oft zurück und

Der Projektbericht „Familien stärken – gegen Gewalt und Extremismus“ enthält unter anderem Praxiserfahrungen und methodische Hinweise für die Arbeit mit Familienangehörigen, umfangreiche Informationen über salafitische und ultranationalistische türkische Strömungen in Deutschland sowie die Vorstellung eines Films für die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen zum Thema *Graue Wölfe*. Der Bericht kann **hier** bestellt werden.

die Fachleute in Jugendämtern, Kirchen oder bei Familienberatungen sind schlicht überfordert, weil ihnen Kenntnisse über die Ideologien und Strukturen dieser extremistischen Szenen fehlen. „Die Berater“, so Claudia Dantschke, Projektmitarbeiterin und Autorin des Berichts, „sind da oft genauso hilflos wie die Betroffenen selbst“.

Ziel des vom Familienministerium geförderten Projekts ist es, Ideen für die Beratung von Familien zu entwickeln und sie handlungsfähig zu machen. Die Familien sollen im Gespräch mit ihren Angehörigen radikale Ideologien hinterfragen und ihnen Alternativen anbieten können.

Kinder werten ihre Eltern ab

Konkrete Zahlen zu den Anfragen nach Beratung und Betreuung im Bereich Islamismus und türkischem Rechtsextremismus bei der *Exit-Familienhilfe* nennt die Projektleitung nicht. Einige Trends seien jedoch erkennbar: So melden sich hauptsächlich muslimische und nichtmuslimische Angehörige von Jugendlichen, die sich in salafitisch-islamistischen Gruppen bewegen. Dabei fällt auf, dass viele der Ratsuchenden in binationalen Partnerschaften leben oder Alleinerziehende sind, deren Kinder binationalen Beziehungen entstammen. „Religiös-konservative muslimische Familien haben sich bisher nicht an uns gewendet“, so Dantschke. Häufig kommen hingegen Anfragen von Eltern, die sich extremer, religiös begründeter Abwertung seitens ihrer radikalisierten Kinder ausgesetzt sehen.

Die Beratungsarbeit geht dann meist in zwei Richtungen: Zum einen geht es darum, der quälenden Ungewissheit der

meisten Angehörigen zu begegnen: Was sind das für Gruppierungen? Was machen sie? Warum sind sie so attraktiv für meinen Sohn oder meine Tochter? Und: Wie weit kann die Radikalisierung führen? Zum anderen sollen die Ratsuchenden in die Lage versetzt werden, mit ihren Kindern, Brüdern oder Schwestern in Kontakt zu treten oder zu bleiben.

Schließlich sind es nicht selten innerfamiliär begründete Verunsicherungen und Identitätskonflikte, die Jugendliche Zuflucht bei nationalistischen und islamistischen Gruppierungen suchen lassen. Sie bieten ihnen „Orientierung, ein klares Weltbild und ein Gefühl von Zugehörigkeit“, so die Erfahrung von Dantschke. Dabei spielt die Familie für viele Jugendliche, die in extremistische Szenen abdriften, eine doppelte Rolle: Einerseits ist sie ein Hauptmotiv der Abgrenzung, zugleich aber kann die Familie ein Anknüpfungspunkt und die womöglich letzte emotionale Verbindung ins „alte“ Leben sein. (jm) ■

MEHR ZUM THEMA**Antidemokratische Positionen radikaler Islamisten**

www.bpb.de/themen/6K9DMU

Glossar: Salafismus

www.bpb.de/themen/DY4AIX,20

Glossar: Graue Wölfe

www.bpb.de/themen/DY4AIX,20

Newsletter-Archiv – Gesellschaft und Politik

www.bpb.de/themen/CD76SK

SERVICE

Bücher, Broschüren und Materialien

FACEBOOK, FUN UND RAMADAN ...

... heißt eine Broschüre mit über 20 Beiträgen zu „Lebenswelten muslimischer Jugendlicher“, die das *Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusarbeit* (IDA) herausgegeben hat.

Die Beiträge bieten sehr unterschiedliche Einblicke, die bisweilen auch zur Diskussion anregen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie das Attribut „muslimisch“ hinterfragen. Sie verweisen darauf, dass der Islam als Bezugs- und Identifikationspunkt von Migranten erst seit Ende der 1990er Jahre eine größere Rolle spielt – sowohl in deren Selbstbeschreibung wie auch in der Fremdzuschreibung seitens der nicht-mus-

limischen Öffentlichkeit. Die Jugendlichen sollten daher weniger als Muslime denn als „Jugendliche in Deutschland“ verstanden werden – schließlich seien Fragen zu Ausbildung und Schule, Familie und Freundschaften, Musik und Sport oder Politik und Gewalt für alle Jugendlichen gleichermaßen relevant, ob sie nun religiös sind oder nicht. Wichtig ist es den Autoren deshalb, zu verdeutlichen, wie unterschiedlich und vielschichtig das Leben und die Ansichten der (muslimischen) Jugendlichen sind. Wenn zum Beispiel Sex vor der Ehe für die meisten (Mädchen) nicht infrage kommt oder die Eltern bei der Partnerwahl eine wichtige Rolle spielen sollen, stehen dabei

nicht zwingend religiöse Gebote im Vordergrund. Vielmehr kann es sich um freigeählte Entscheidungen handeln – oder aber um solche, bei denen nicht die Mädchen selbst, sondern das Ansehen ihrer Familien ausschlaggebend sind. Schwer wiegt hier allerdings auch die Beobachtung, dass sich viele Jugendliche muslimischer Herkunft mit zunehmendem Alter aus „gemischten“ Gruppen zurückziehen, weil sie „keine Lust mehr haben“, sich gegenüber Nicht-Muslimen für ihre Ansichten zu rechtfertigen. (jm) ■

Die Broschüre steht **hier** zum Download zur Verfügung.

WEGE AUS DER ENGE: ÜBER MÄDCHEN UND FRAUEN ZWISCHEN TRADITION UND RELIGION

Arab Queen

„Wer als Frau auf die Welt kommt, muss Gottes Strafe bis in den erlösenden Tod ertragen.“ So klagt die Mutter von Mariam, Hauptfigur des Romans „Arab Queen“ von Güner Balci. Und dies könnte auch als Motto über der Erzählung der Berliner Journalistin stehen: Das Leben der Schwestern Mariam und Fatme schildert sie in den düstersten Farben. Je erwachsener die Mädchen werden, desto weniger dürfen sie „ich“ sagen und ihr Leben selbst bestimmen. Ihre Familien sind ihnen ein Käfig – ihr familiäres Umfeld ist geprägt von absoluter patriarchalischer Kontrolle, brutaler Gewalt,

erzwungenen Ehen, Unterwürfigkeit und Abhängigkeit. Diesem Alltag können sie sich nur selten in kleinen geheimen Fluchten entziehen. Als das auffliegt, verliert die ganze Familie ihr Allerheiligstes: Ansehen und Ehre. Mariam soll daraufhin verheiratet werden – und versucht zu fliehen. Das mag schematisch wirken und klingt ein wenig nach Klischee. Trotzdem: Balci zeigt sehr eindrücklich einen Teil der Wirklichkeit in vielen arabischen Familien vor allem aus traditionalistischen und sozial schwachen Milieus, unter dem vor allem Mädchen und Frauen zu leiden haben. Und sie lässt, jedenfalls für Mariam, keinen anderen Ausweg erkennen als den schmerzhaften Bruch mit Tradition, Religion und Familie.

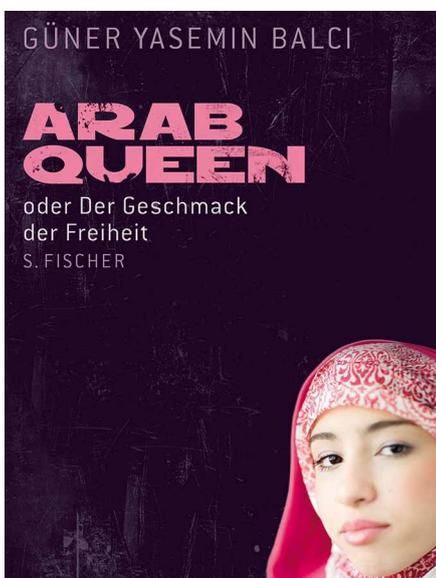
Muslimisch – weiblich – deutsch!

Dass die Rollen ungleich verteilt sind, Mädchen kontrolliert, nicht selten in arrangierte Ehen gezwungen und mitunter schwer bestraft werden, wenn sie gegen erstarrte Traditionen und Ehrbegriffe verstoßen – all das weiß auch Lamya Kaddor. In ihrem autobiografischen Buch „Muslimisch – weiblich – deutsch!“ beschreibt die islamische Religionspädagogin ihre Erfahrungen mit Jugendlichen vor allem türkischer Herkunft in Städten wie Dinslaken oder Duisburg, dem Heimatort der Autorin. Und sie beschäftigt sich mit den Hintergründen dieser Zustände – mit der Geschichte von Migranten auf der einen und der Integrationsbereitschaft

der deutschen Gesellschaft auf der anderen Seite. Über die Mädchen und jungen Frauen weiß Kaddor, dass die meisten ihr Elternhaus nicht verlassen wollen, weil sie nämlich „ihre Familien lieben und von diesen geliebt werden“. Auch deshalb möchte sie Veränderungen anstoßen, die von innen kommen und zeigt nicht zuletzt anhand ihrer eigenen Geschichte, dass Kultur, Tradition und Religion keine statischen Gebilde sind. Die „liberalen Muslime“, die sie als schweigende Mehrheit bezeichnet, fordert sie auf, sich gegen erstarrte Traditionen und „alte Männer“ zu Wort zu melden. Diese repräsentierten ein überkommenes Islam- und Rollenverständnis, mit dem sie das Bild des Islam auch in der nicht-muslimischen Öffentlichkeit prägten. Zudem fordert Kaddor vehement die Einführung eines islamischen Religionsunterrichts, weil dort mit Jugendlichen am besten „über alles“ gesprochen werden könne. Ihre spannenden Berichte aus dem Unterricht zeigen eindrücklich, wie Entwicklung und Veränderung auch unter schwierigen Bedingungen möglich sind. (jm) ■

Güner Yasemin Balci: *Arab Queen – oder: Der Geschmack der Freiheit*, Frankfurt/M., 2010, 320 S.

Lamya Kaddor: *Muslimisch – weiblich – deutsch! Mein Weg zu einem zeitgemäßen Islam*, München, 2010, 206 S.



SERVICE: Bücher, Broschüren und Materialien

TRÄUME VON TURAN

Selbstethnisierung ist ein Phänomen unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund, das häufig zur Verunsicherung von Pädagogen beiträgt. Wer weiß schon etwas über die Ideologien und Aktivitäten von rechtsextremen und ultranationalistischen Gruppen aus der Türkei oder aus Jugoslawien? Das Themenheft „Rechtsextremismus in der Einwanderungsgesellschaft“, herausgegeben vom Netzwerk *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*, will einen Beitrag leisten, um diese Lücke zu schließen. Denn im Unterschied zum deutschen Rechtsextremismus, so heißt es im Vorwort, „fehlt es hier an allem

– an Fachkompetenz, an Unterrichtsmaterialien und an Fortbildungen.“ Am Beispiel extremistischer Strömungen in vier großen Einwanderergruppen (aus Ex-Jugoslawien, Polen, der Türkei sowie Russlanddeutsche) gibt das Heft Informationen über Organisationen, Geschichte, Ideologien und popkulturelle Ausdrucksformen (Musik, Symbole, Kleidung) solcher Bewegungen. Dabei muss es Pädagogen nicht gleich beunruhigen, wenn in Deutschland geborene Jugendliche sich als „türkisch“ oder als „Araber“ verstehen. Wenn sie allerdings von „Turan“ bzw. einem türkischen Großreich schwärmen, könnte mehr dahinter

stecken – nämlich die Ideologie der ultranationalistischen *Grauen Wölfe*. Deren von Feindbildern (Kurden, Juden, USA) und Verschwörungstheorien geprägtes Weltbild scheint für viele Jugendliche attraktiv – unter anderem, weil es ihnen Stärke und Zugehörigkeit verspricht. Diesen Ideologien sollten Pädagogen begegnen können – das vorliegende Themenheft ist ein erster Schritt dazu. (jm) ■

Das gut bebilderte und auch für die Arbeit mit älteren Jugendlichen geeignete Heft ist auf der **Website** von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* zu beziehen.

KOPFTUCH IM UNTERRICHT

Das Kopftuch sorgt auch unter Jugendlichen für Diskussionen und kann – gerade auch in „gemischten“ Gruppen – ein guter Ansatz sein, um über Religion und Religiosität aber auch über Geschlechterrollen ins Gespräch zu kommen. Weil das Kopftuch jedoch für alle Seiten ein so symbolträchtiges und daher sensibles Thema ist, sind Neugierde und Offenheit wesentliche Voraussetzungen dafür, dass ein Gespräch gelingen kann, in dem nicht lediglich bekannte Vorurteile reproduziert werden. Eine Hilfe dazu bietet jetzt ein von der *Bundeszentrale für politische Bildung/bpb* herausgegebenes Heft: „Mit oder ohne?“, heißt das Modul, das in der speziell für den Einsatz an Hauptschulen entwickelten Reihe „Was geht?“ erschienen



ist und ein Schüler- und ein Lehrerheft umfasst. Das Schülerheft soll die Jugendlichen emotional ansprechen und auf diese Art ihr Interesse wecken – dazu beitragen sollen ein jugendgemäßes Layout, der Verzicht auf lange Erörterungen zum Thema, Elemente wie Collagen und ein Psychotest („Wie konsequent bist Du? Stehst Du zu Deinen Werten? Oder willst Du's allen recht machen?“) sowie eingestreute kontroverse Statements von Jugendlichen. Das knapp gehaltene Begleitheft für Pädagogen enthält einen Überblick zu soziokulturellen Hintergründen des Kopftuchs sowie Übungsvorschläge für den Unterricht. (jm) ■

Die Hefte können auf der **Website der bpb** kostenlos bestellt werden.

NEWSLETTER ABONNIEREN

Der Newsletter „Jugendkultur, Religion und Demokratie“ dokumentiert und analysiert jugendkulturelle Phänomene in muslimisch geprägten Milieus. Der Newsletter wird etwa sechsmal jährlich im PDF-Format versandt. Um den kostenlosen Newsletter zu abonnieren, geben Sie bitte Ihre gültige E-Mail-Adresse ein unter: www.bpb.de/newsletter. Zur Bestätigung senden wir Ihnen umgehend eine E-Mail zu.

Herausgeber Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Bonn © 2011

Redaktion ufuq e.V. Dr. Götz Nordbruch, Dr. Jochen Müller

Der Newsletter wird im Auftrag der bpb erstellt durch ufuq.de – Jugendkultur, Medien und politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft, Lohmühlenstr. 65, 12435 Berlin, E-Mail info@ufuq.de

Redaktion bpb Sebastian Kauer (verantwortlich), Christoph Müller-Hofstede, Sabrina Scholz

Wissenschaftliche Beratung Dr. Michael Kiefer

Redaktion 3pc Berke Tataroglu, Sonia Binder

Layout 3pc – www.3pc.de

Bildnachweise S. 1, 2, 3, 4, 5: Susanne Tessa Müller; S. 7: Lars Plougmann/flickr.com; S. 9: privat; S. 12: AP

Urheberrecht Alle Beiträge sind, soweit nicht anders angegeben, unter der Creative Commons-Lizenz by-nc-nd/3.0/de lizenziert.